

STEF  
PENNEY



WAS MIT  
ROSE  
GESCHAH

ROMAN

dtv  
premium



Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Stef Penney

# Was mit Rose geschah

Roman

Deutsch von  
Susanne Goga-Klinkenberg

Deutscher Taschenbuch Verlag



Deutsche Erstausgabe 2013  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

© 2011 Stef Penney

Titel der englischen Originalausgabe:

›The Invisible Ones‹ (Quercus Editions Ltd., UK, London 2011)

© 2013 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,

Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos

von Trevillion Images/Terry Bidgood

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Sabon Antiqua 9,65/13'

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24961-4

# I

## Bürgerliche Dämmerung

*Abend*

# I

## *St.-Luke's-Krankenhaus*

Als ich aufwache, kann ich mich an nichts erinnern – bis auf eins. Und auch das nur sehr eingeschränkt: Ich erinnere mich, dass ich auf dem Rücken lag, während die Frau rittlings mit kreisenden Hüften auf mir saß. Mir scheint, dass ich beschämend schnell kam; allerdings war das letzte Mal auch eine Weile her. Das Problem ist, ich erinnere mich daran, wie es sich angefühlt hat, aber nicht, wie irgendetwas ausgesehen hat. Ich kann mir ihr Gesicht nicht vorstellen. Ebenso wenig die Umgebung. Ich kann mir gar nichts vorstellen. Dabei gebe ich mir große Mühe, weil ich Angst habe.

Nach einer Weile kommt eine Erinnerung zurück: der Geschmack von Asche.

Wie sich herausstellt, könnte der Gedächtnisverlust mein geringstes Problem sein. Technisch gesehen befinde ich mich in einem Zustand »verminderter Schuldfähigkeit«. Zu diesem Schluss ist die Polizei gelangt, nachdem sie mich im Krankenhaus aufgesucht hat. Ich bin in einem Ort namens Downham Wood nahe der Grenze zwischen Hampshire und Surrey mit dem Wagen durch einen Zaun und gegen einen Baum gefahren. Ich kenne Downham Wood nicht und habe keine Ahnung, was ich dort gemacht habe. Ich kann mich nicht daran erinnern, durch Zäune und gegen Bäume gefahren zu sein. Warum sollte ich – warum sollte irgendjemand – so etwas tun?

Eine der Krankenschwestern sagt mir, dass die Polizei die Gelegenheit unter diesen Umständen nicht weiterverfolgen wird.

»Welche Umstände?«

Das ist, was ich sagen will, aber ich spreche nicht besonders deutlich. Meine Zunge fühlt sich dick und träge an. Die Krankenschwester scheint daran gewöhnt zu sein.

»Sie werden sich sicher bald erinnern, Ray.«

Sie hebt meinen rechten Arm hoch, der wie ein Klumpen Fleisch neben mir auf dem Bett liegt, streicht die Decke glatt und legt ihn wieder zurück.

Anscheinend war Folgendes passiert.

Ein Jogger lief seine übliche Morgenrunde durch den Wald, als er einen Wagen bemerkte, der von der Straße abgekommen und gegen einen Baum geprallt war. Er bemerkte, dass jemand in dem Wagen saß. Er lief zum nächsten Haus und rief die Polizei an. Sie kam zusammen mit einer Ambulanz und einem Feuerwehrwagen. Zu aller Überraschung hatte der Fahrer des Autos nicht den kleinsten Kratzer davongetragen. Zuerst nahmen sie an, er sei betrunken gewesen, dann, er hätte Drogen genommen. Der Fahrer – ich – saß am Steuer, konnte aber nicht sprechen und sich bis auf ein krampfhaftes Zucken auch nicht bewegen.

Es war der 1. August, der sich zu einem atemlosen, milchig tintenblauen Tag entwickelte, so wie Augusttage eigentlich immer sein sollten, aber so selten sind.

All das erzählte mir jemand, an den ich mich nicht erinnere. Wer immer es war, sagte zudem, dass ich in den ersten vierundzwanzig Stunden überhaupt nicht hätte sprechen können – meine Zunge und die Muskeln in meiner Kehle waren gelähmt, ebenso der Rest meines Körpers. Meine Pupillen waren erweitert, mein Puls raste. Ich war glühend heiß. Als ich zu sprechen versuchte, brachte ich nur ein unverständliches Gurgeln hervor. Da ich keine äußeren Verletzungen erlitten hatte, wartete man ab, ob die Untersuchungsergebnisse einen Schlaganfall, einen Hirntumor oder doch eine Überdosis Drogen ergeben würden.

Ich konnte nicht eine Sekunde lang die Augen schließen.

In dieser Zeit dachte ich nicht weiter über die Ursache meines Zustandes nach. Ich war verwirrt und delirös, konnte mich nicht bewegen und wurde von einer alpträumhaften Vision verfolgt, die ich nicht näher benennen konnte. Ich war mir auch nicht sicher, ob ich das überhaupt wollte. Sie verstörte mich, weil sie mir wie eine Erinnerung vorkam, was aber nicht möglich war, denn eine Frau, so geheimnisvoll sie auch sein mag, ist weder Hund noch Katze. Eine Frau hat keine Krallen oder Fänge. Eine Frau ruft kein solches Entsetzen hervor. Das sage ich mir immer wieder. Ich verwechsle Halluzinationen mit Erinnerungen. Ich bin nicht zurechnungsfähig. Mit etwas Glück war das alles – genau wie die ersten drei Staffeln von *Dallas* – nur ein Traum.

Jetzt beugt sich jemand über mich, ein Gesicht mit einer dicken schwarz gerahmten Brille; blondes Haar, streng zurückgekämmt, eine hohe gewölbte Stirn. Sie erinnert mich an einen Seehund. Sie hat ein Klemmbrett in der Hand.

»Na, Ray, wie geht es Ihnen? Die gute Nachricht ist, dass Sie keinen Schlaganfall erlitten haben.«

Sie scheint mich zu kennen. Und ich kenne sie auch von irgendwoher, vielleicht war sie jeden Tag hier. Sie spricht ziemlich laut. Dabei bin ich nicht taub. Ich will es ihr sagen, aber es kommt nichts Verständliches heraus.

»... und auch keine Anzeichen eines Tumors. Wir wissen noch nicht, was die Lähmung verursacht hat. Aber es wird besser, stimmt's? Sie haben heute ein bisschen mehr Kontrolle über Ihren Körper, oder? Noch nichts im rechten Arm? Gar nichts?«

Ich nicke und sage ja und nein.

»Die Aufnahmen zeigen keine Anzeichen für eine Schädigung des Gehirns, das ist super. Wir warten noch auf die Ergebnisse der toxikologischen Untersuchung. Sie scheinen irgendein Neurotoxin im Körper zu haben. Es könnte eine Überdosis Drogen

sein. Nehmen Sie Drogen, Ray? Vielleicht haben Sie auch etwas Giftiges gegessen. Beispielsweise wilde Pilze ... haben Sie Pilze gegessen? Oder Beeren? Etwas in der Art?«

Ich versuche, mich zu erinnern, zu den verräterischen Bildern zurückzukehren, die mir entgleiten. Ich habe etwas gegessen, aber ich glaube nicht, dass Pilze dabei waren. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass es auch nichts mit Drogen zu tun hat. Jedenfalls habe ich sie nicht absichtlich genommen.

»Glaube nicht.«

Es klingt eher wie: Aue ... nch.

»Haben Sie heute Morgen etwas Ungewöhnliches gesehen? Können Sie sich erinnern? War der Hund wieder da?«

Der Hund? Habe ich darüber gesprochen? Ich bin mir sicher, dass ich sie nie als Hund bezeichnet habe.

Der Name auf dem Schild, das sie an ihrem weißen Kittel trägt, beginnt mit einem Z. Ihr Akzent ist laut und deutlich – osteuropäisch, würde ich sagen. Aber sie und ihr Klemmbrett verschwinden, bevor ich die Ansammlung von Konsonanten entziffert habe.

Ich denke über Hirnschäden nach. Während ich hier so liege, habe ich viel Zeit zum Nachdenken – etwas anderes kann ich ja nicht machen. Es wird dunkel und wieder hell. Meine Augen brennen vom Schlafmangel, aber wenn ich sie schließe, sehe ich Dinge, die auf mich zukriechen, sich aus den Winkeln hervorstellen, knapp außerhalb meines Gesichtsfeldes lauern, so dass ich eigentlich dankbar bin, wenn mich etwas wach hält. Sobald ich meine Muskeln auch nur ein bisschen anstrenge, keuche ich vor Erschöpfung; mein rechter Arm ist taub und nutzlos.

Durchs Fenster sehe ich Sonnenlicht auf den Blättern eines Kirschbaums. Ich befinde mich also in einem der oberen Stockwerke. Aber ich weiß nicht, in welchem Krankenhaus ich bin oder wie lange ich schon hier liege. Draußen, wo der Kirschbaum steht, ist es heiß, herrscht eine schwere, atemlose

Trägheit. Nach dem vielen Regen muss es draußen tropisch sein. Hier drinnen ist es auch heiß; so heiß, dass sie schließlich nachgeben und die Heizung ausschalten.

Meine Laune war schon mal besser. Ich komme mir vor, als hätte man mich abrupt ins Greisenalter katapultiert – matschiges Essen, von Fremden gewaschen und mit lauter Stimme in kurzen Sätzen angesprochen werden. Das macht keinen Spaß. Andererseits macht es auch keine Arbeit.

Wieder jemand: ein anderes Gesicht über mir. Dieses erkenne ich eindeutig. Weiches blondes Haar, das ihm in die Stirn fällt.

»Ray ... Ray ... Ray?«

Eine Stimme, die nach teurer Ausbildung klingt. Mein Geschäftspartner. Ich weiß nicht, wie es kam, dass ich hier bin, aber ich kenne Hen und weiß, dass er ein schlechtes Gewissen hat. Ich weiß auch, dass es nicht seine Schuld ist.

Grunzend versuche ich, ihn zu begrüßen.

»Wie geht es dir? Du siehst viel besser aus als gestern. Weißt du, dass ich gestern hier war? Schon gut, du brauchst nichts zu sagen. Du sollst wissen, dass wir alle an dich denken. Charlie hat dir eine Karte gebastelt, schau mal ...«

Er hält ein gefaltetes gelbes Blatt mit einer Kinderzeichnung hoch. Schwer zu sagen, was sie darstellen soll.

»Das bist du im Bett. Das hier soll wohl ein Thermometer sein. Sieh nur, du trägst eine Krone ...«

Ich glaube ihm das einfach mal. Er lächelt zärtlich und stellt die Karte auf den Nachttisch, neben den Plastikbecher mit Wasser und die Tücher, mit denen sie mir den Sabber abwischen.

Ich stelle fest, dass ich allmählich wieder sprechen kann – wenn auch zuerst nur in lallenden, abgehackten Sätzen. Meine Zunge stolpert über sich selbst. Was das angeht, habe ich etwas mit meinem Bettnachbarn gemein, Mike, einem leutseligen obdachlosen Trinker, der mal in der französischen Fremdenlegion war.

Wir geben ein schönes Paar ab – beide teilweise gelähmt und mit der Neigung, mitten in der Nacht loszuschreien.

Er hat mir erzählt, dass er vor einigen Monaten einen Schlaganfall erlitten hat, hervorgerufen durch den Alkoholismus. Deshalb ist er aber nicht im Krankenhaus. Er hatte sich einen schweren Sonnenbrand an den Füßen geholt, weil er seit dem Schlaganfall keinen Schmerz mehr spürte und erst bemerkte, dass etwas nicht stimmte, als die Wunden brandig wurden und zu riechen begannen. Jetzt ist die Rede davon, Stücke aus ihm herauszuschneiden. Er nimmt es bemerkenswert gelassen. Wir kommen gut miteinander aus, außer wenn er mitten in der Nacht auf Französisch loslegt. So wie letzte Nacht – da riss er mich mit einem schrillen Schrei aus meiner schlaflosen Trance und brüllte: »*Tirez!*« Dann schrie er wieder los, so wie sie es in Kriegsfilmen tun, wenn sie einen Strohsack in Uniform mit dem Bajonett durchbohren. Ich überlegte, ob ich schon mal langsam die Flucht ergreifen sollte, für den Fall, dass er seine Albträume ausleben wollte – in meinem augenblicklichen Zustand würde ich geschlagene fünf Minuten bis zur Tür brauchen.

Er redet nicht gern über seine Zeit in der Legion, findet es aber faszinierend, dass ich Privatdetektiv bin. Er bittet mich um Geschichten (»Hey, Ray ... Ray ... bist du wach? Ray ...«). Ich bin immer wach. Ich murmele monoton einige Geschichten vor mich hin, die mit der Zeit besser werden. Ich fürchte schon, er könnte mich nach einem Job fragen, gelange aber zu dem Schluss, dass er über dieses Stadium hinaus ist. Er fragt, ob die Arbeit gefährlich sei.

Ich überlege kurz und sage dann: »Normalerweise nicht.«

*Ray*

Es beginnt im Mai – einem Monat, in dem jeder, sogar ein Privatdetektiv, glücklich und optimistisch sein sollte. Die Fehler des vergangenen Jahres sind ausgebügelt, und alles hat von neuem begonnen. Blätter entfalten sich, Küken schlüpfen, Menschen hoffen. Alles ist grün und wächst.

Wir aber – Lovell Price Investigations – sind pleite. Der einzige Fall der letzten zwei Wochen war eine Ehegeschichte – die des armen Mr M. Er rief an, und nach langem Hin und Her verabredeten wir uns in einem Café, weil es ihm zu peinlich war, ins Büro zu kommen. Er war Geschäftsmann, Ende vierzig, und leitete eine kleine Büromöbelfirma. So etwas wie das hier habe er noch nie gemacht – das betonte er während unseres ersten Gesprächs mindestens achtmal. Ich versicherte ihm, dass seine Vorbehalte angesichts der Umstände vollkommen normal seien, doch er zappelte weiter herum und schaute dauernd über die Schulter, während wir uns unterhielten. Er gab zu, dass er allein wegen dieses Gesprächs schon ein schlechtes Gewissen habe – als hätte er, indem er sich einem Profi anvertraute, eine ätzende Säure vergossen, die sich nicht mehr beseitigen ließ. Ich wies ihn darauf hin, dass sein Verdacht nicht schlimmer werde, nur weil er mir davon erzählte; außerdem hatte er triftige Gründe, seine Frau der Untreue zu verdächtigen: Zerstreutheit, ungewöhnliche Abwesenheiten, neue, erotischere Kleidung, die Neigung zu Überstunden ... Eigentlich brauchte ich gar keine Beweise zu sammeln. Ich hätte gleich sagen können, ja, Ihre Frau hat eine Affäre – stellen Sie sie zur Rede, dann wird sie ver-

mutlich erleichtert sein und alles zugeben. Und Sie sparen eine Menge Geld. Das sagte ich aber nicht. Ich nahm den Auftrag an und beschattete die Frau, die einen kleinen Nippesladen an der High Street besaß, einige Abende lang.

Am Tag, nachdem ich mich mit Mr M. getroffen hatte, rief er mich an. Sie habe soeben Bescheid gesagt, dass sie nach der Arbeit Inventur machen müsse. Ich parkte auf der Straße, um den Laden zu beobachten, und folgte ihr nach Clapham. Dort betrat sie ein Haus in einer guten Wohngegend, die bei Familien beliebt ist. Ich wusste nicht, was in den zwei Stunden und zwanzig Minuten vorging, die sie dort verbrachte, doch der Mann, den ich am nächsten Tag fotografierte, als er mit ihr in einer Bar Händchen hielt, war ganz sicher nicht die Freundin, mit der sie sich angeblich verabredet hatte. Ich rief Mr M. an und sagte, ich hätte etwas mit ihm zu besprechen. Wir trafen uns im selben Café wie zuvor. Ich musste gar nicht erst loslegen; er wusste, worum es ging, und fing an zu weinen. Ich zeigte ihm die Fotos, erklärte, wo und wann ich sie aufgenommen hatte, und sah ihm beim Weinen zu. Ich schlug vor, er solle in aller Ruhe mit seiner Frau sprechen, doch Mr M. schüttelte nachdrücklich den Kopf.

»Wenn ich ihr die zeige, wird sie mir vorwerfen, ich hätte ihr nachspioniert. Was ja auch stimmt. Das ist ein Vertrauensbruch.«

»Aber sie betrügt Sie.«

»Ich komme mir vor wie ein schlechter Mensch.«

»Sie sind kein schlechter Mensch. Ihre Frau ist im Unrecht. Aber wenn Sie mit ihr reden, besteht durchaus die Chance, alles in Ordnung zu bringen. Sie müssen herausfinden, was hinter der Affäre steckt.«

Ich redete ohne Sinn und Verstand, aber ich hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen. Ich machte das schließlich nicht zum ersten Mal.

»Vielleicht haben Sie recht.«

»Es ist einen Versuch wert, oder?«

Er wischte sich Nase und Augen mit einem schmutzig aussehenden Taschentuch ab. Sein Gesicht wirkte zugrunde gerichtet.

Gestern rief Mr M. an, um mir zu sagen, dass er mit seiner Frau gesprochen hatte. Zuerst hatte er ihr die Fotos nicht gezeigt, worauf sie die Affäre rundweg abstritt. Dann holte er sie hervor, und sie schrie ihn mit dem boshaften Zorn einer in die Enge getriebenen Ehebrecherin an. Ich habe festgestellt, dass Ehebrecher gewöhnlich ihrem Partner die Schuld geben. Nun wollte seine Frau die Scheidung. Er weinte wieder. Was konnte ich sagen? Er gab nicht mir oder ihr die Schuld, sondern sich selbst. Letztlich erklärte ich, dass es auf lange Sicht besser für ihn sei; wenn seine Frau jetzt die Scheidung wolle, habe sie sie auch schon gewollt, bevor er mit ihr gesprochen hatte. Zumindest zog ich die Geschichte nicht in die Länge, um ihm noch mehr Geld abzuknöpfen; es gibt skrupellose Privatdetektive, die so etwas tun. Fälle wie dieser, und sie machen den Großteil unserer Arbeit aus, können einem ganz schön an die Nieren gehen, wenn man das zulässt.

Der Tag heute ist grau und unscheinbar. Es ist fast fünf, und wir sitzen in unserem Büro über dem Schreibwarenladen in der Kingston Road. Ich schicke unsere Bürokraft Andrea nach Hause. Wir haben ohnehin seit Stunden die Zeit totgeschlagen. Hen ist irgendwo unterwegs. Durch das doppelverglaste Fenster mit der doppelten Schmutzschicht sehe ich ein Flugzeug aus den Wolken auftauchen, das sich unheimlich langsam herabsenkt. Ich habe zu viel Kaffee getrunken, das merke ich an dem sauren Geschmack im Mund. Ich will gerade Schluss machen, als ein Mann ins Büro kommt. Um die sechzig, mit grauem Haar, das über den Ohren zurückgekämmt ist, gebeugten Schultern und Tränensäcken unter den dunklen Augen. Ich erkenne es sofort, als ich ihn sehe: ein gewisses Etwas, das man schwer in Worte fassen kann, aber wenn man es kennt, kennt man es. Er hat die

Fäuste in die Hosentaschen gesteckt. Als er die rechte Hand herauszieht und mir entgegenstreckt, sehe ich zusammengerollte neue Geldscheine – er stellt sie absichtlich zur Schau. Vermutlich hatte er bei den Rennen einen guten Tag – Sandown Park ist keine dreißig Minuten von hier entfernt. Er hat nicht diesen nervösen, unruhigen Blick, mit dem die meisten Leute eine Detektei betreten. Er wirkt selbstsicher und gelassen und betritt mein Büro, als würde es ihm gehören.

»Hab Ihren Namen gelesen«, sagt er, nachdem er meine Hand fast zerdrückt hat. Er lächelt nicht. »Darum bin ich hier.«

Auch das ist nicht die übliche Begrüßung. Die meisten Leute interessiert es nicht, wer man ist oder wie man heißt – in meinem Fall Ray Lovell. Sie haben einen in den *Gelben Seiten* unter Privatdetektive (vertraulich, effizient, diskret) gefunden und hoffen einfach, dass man alles wieder ins Lot bringt.

Wir haben ein Formular mit Durchschlag – gelb und weiß –, das Andrea die Leute beim ersten Besuch ausfüllen lässt. Es geht um die üblichen Angaben und den Grund ihres Kommens, wie sie von uns gehört haben, wie viel Geld sie aufwenden können ... so in der Art. Es gibt Kollegen, die finden, man solle das nicht so offiziell machen, aber ich habe alles ausprobiert, und Sie können mir glauben, schriftlich ist besser. Manche Leute haben keine Vorstellung davon, was eine Ermittlung kostet, und wenn sie es herausfinden, ergreifen sie die Flucht. Doch bei diesem Mann greife ich nicht einmal in die Schublade. Es hat keinen Sinn. Das sage ich nicht, weil er Analphabet sein könnte, sondern aus einem anderen Grund.

»Lovell«, sagt er. »Ich dachte mir, das ist einer von uns.«

Er sieht mich herausfordernd an.

»Womit kann ich Ihnen dienen, Mr ...?«

»Leon Wood, Mr Lovell.«

Leon Wood ist klein und leicht übergewichtig. Er hat ein rötliches, sonnengebräuntes Gesicht. Man sagt heute nicht mehr wettergegerbt, obwohl er genau das ist. Seine Kleidung wirkt

teuer, vor allem der Lammfellmantel, der die Schultern ein ganzes Stück breiter macht.

»Meine Familie stammt aus dem West Country; vermutlich kennen Sie das.«

Ich nicke.

»Kenne ein paar Lovells – Harry Lovell aus Basingstoke ... Jed Lovell aus der Ecke von Newbury ...«

Er wartet auf meine Reaktion. Ich habe gelernt, nicht zu reagieren, nichts zu verraten, doch der Jed Lovell, den er erwähnt hat, ist mein Cousin – genauer gesagt, der Cousin meines Vaters, der von meinem Vater und damit auch von uns nie viel gehalten hat. Mir kommt der Gedanke, dass Wood meinen Namen nicht gerade erst gelesen hat – er hat Erkundigungen eingezogen und weiß genau, wer ich bin und mit wem ich verwandt bin.

»Den Namen gibt es häufig. Aber was führt Sie her, Mr Wood?«

»Nun, Mr Lovell, es ist eine heikle Sache.«

»Das ist unser Fachgebiet.«

Er räuspert sich. Mir schwant, dass das hier eine Weile dauern wird. Zigeuner kommen selten gleich zur Sache.

»Familienangelegenheit. Deshalb komme ich zu Ihnen. Sie werden es gleich verstehen. Es geht um meine Tochter. Sie wird ... vermisst.«

»Wenn ich Sie kurz unterbrechen dürfte, Mr Wood ...«

»Sagen Sie Leon zu mir.«

»Leider übernehme ich keine Vermisstenfälle. Ich kann Sie aber an meinen Kollegen verweisen – er ist sehr gut.«

»Mr Lovell ... Ray ... ich brauche jemanden wie Sie. Ein Außenseiter kann da nicht helfen. Können Sie sich vorstellen, dass ein *gorjio* hingeht und die Leute mit Fragen belästigt?«

»Mr Wood, ich bin in einem Haus aufgewachsen. Meine Mutter war eine *gorjio*. Also bin ich im Grunde auch ein *gorjio*. Ich trage nur diesen Namen.«

»Nein ...« Er deutet mit dem Finger auf mich und beugt sich

vor. Stünde nicht der Schreibtisch zwischen uns, würde er sicher nach meinem Arm greifen. »Es ist niemals nur ein Name. Sie sind immer, wer Sie sind, selbst wenn Sie hier in Ihrem Büro hinter Ihrem schicken Schreibtisch sitzen. Sie sind einer von uns. Woher stammt Ihre Familie?«

Ich bin mir sicher, dass er alles weiß, was es zu wissen gibt. Jed dürfte es ihm gesagt haben.

»Kent, Sussex.«

»Aha. Ja. Auch dort kenne ich einige Lovells ...« Er rattert weitere Namen herunter.

»Ja, aber wie ich sagte, mein Vater hat das Fahren aufgegeben und ist in ein Haus gezogen. Ich habe dieses Leben nie kennengelernt. Also weiß ich nicht, wie ich Ihnen helfen könnte. Und vermisste Personen sind wirklich nicht mein Fachgebiet ...«

»Ich weiß nicht, was Ihr Fachgebiet ist. Aber das, was meiner Tochter zugestoßen ist, ist uns zugestoßen, und ein *gorjio* hätte keinen Schimmer, wie er mit den Leuten sprechen muss. Es würde nichts bringen. Sie wissen das. Ich brauche Sie nur anzusehen und weiß, dass Sie mit den Leuten reden können. Die hören Ihnen zu. Die sprechen mit Ihnen. Ein *gorjio* hätte keine Chance!«

Er spricht so vehement, dass ich aufpassen muss, mich nicht in den Sessel drücken zu lassen. Schmeichelei und Not sind auf seiner Seite. Vielleicht kommt auch ein bisschen Neugier meinerseits hinzu. Ich habe noch nie einen Rom in meinem Büro gehabt. Ich kann mir nicht vorstellen, unter welchen Umständen jemand wie er Hilfe außerhalb der Familie suchen sollte. Ich frage mich beiläufig, wie viele Privatdetektive es im Südosten wohl gibt, die halb Rom sind. Vermutlich nicht viele.

»Haben Sie sie bei der Polizei als vermisst gemeldet?«

Möglicherweise eine dumme Frage angesichts der Umstände, aber ich muss sie stellen.

Leon Wood zuckt nur mit den Schultern, was ich als Nein interpretiere.

»Ehrlich gesagt, mache ich mir Sorgen, dass ihr etwas zugestoßen ist. Etwas Schlimmes.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Es ist über sieben Jahre her. Wir haben nichts von ihr gehört. Keiner hat sie gesehen. Keiner hat mit ihr gesprochen. Kein Anruf ... kein Wort ... gar nichts. Jetzt ... meine liebe Frau ist kürzlich verstorben, und wir haben versucht, Rose zu finden. Sie sollte wenigstens wissen, dass ihre Mutter ... Aber nichts. Nicht zu finden. Das ist nicht normal, oder? Ich habe mich immer gefragt, das schon, aber jetzt ...« Er verstummt.

»Das mit Ihrer Frau tut mir sehr leid, Mr Wood, aber eins möchte ich klarstellen – sagten Sie gerade, dass Sie Ihre Tochter seit mehr als sieben Jahren nicht gesehen haben?«

»So in etwa, ja. Jedenfalls hat sie damals geheiratet, und ich habe sie seitdem nicht mehr gesehen. Sie sagen, sie sei weggelaufen, aber ... jetzt glaube ich es nicht mehr.«

»Wer sagt, sie sei weggelaufen?«

»Ihr Mann sagt das und sein Vater. Sie sagen, sie sei mit einem *gorjio* durchgebrannt. Aber ich hatte damals schon so einen Verdacht und jetzt erst recht.«

»Welchen Verdacht?«

»Na ja ...« Leon Wood wirft einen Blick über die Schulter, als könnte man uns belauschen, und dann rückt er, obwohl wir allein sind und das Büro geschlossen hat, noch näher heran. »... dass sie sie erledigt haben.«

Er sieht nicht aus, als machte er Witze.

»Sie glauben, dass ihr Ehemann sie vor sieben Jahren *erledigt* hat?«

Leon Wood schaut an die Decke. »Na ja, eher sechs, glaube ich. Nachdem sie den Kleinen bekommen hat. Vielleicht sechseinhalb.«

»Verstehe. Sie vermuten, man habe Ihre Tochter vor sechs Jahren ermordet – und haben bislang mit niemandem darüber gesprochen?«

Leon Wood spreizt die Finger und sieht mich achselzuckend an.

Ich denke nicht oft an meine – ja, was? Herkunft? Kultur? oder wie auch immer die Soziologen heute dazu sagen mögen. An die Tatsache, dass mein Vater während des Ersten Weltkriegs auf einem Feld in Kent geboren wurde, während seine Eltern Hopfen pflückten. Seine Eltern lebten auf der Straße; sie reisten und arbeiteten mit seinen Brüdern im Südosten. Mein einziger noch lebender Onkel wohnt heute auf einem festen Stellplatz nahe der Südküste, aber auch nur, weil sich sein Gesundheitszustand verschlechterte und das Leben auf der Straße zu anstrengend wurde. Doch nach dem Zweiten Weltkrieg, in dem mein Vater eine *gorjio* namens Dorothy kennenlernte, in Italien Krankenwagen fuhr, interniert wurde und lesen lernte, distanzierte er sich bewusst von seiner Familie, und wir haben sie kaum noch gesehen. Mein Bruder und ich wuchsen in einem Haus auf und gingen zur Schule. Wir waren keine Fahrenden. Unsere Mutter, Dorothy, war ein energisches Mädchen vom Land, aus Tonbridge, die ein Leben auf der Straße niemals romantisch gefunden hätte. Sie war eine fanatische Verfechterin einer guten Allgemeinbildung – und mein Vater ein mürrischer, humorloser Autodidakt. Er ging sogar so weit – in den Augen unserer Verwandten viel zu weit –, Briefträger zu werden.

Trotzdem wussten wir bestimmte Dinge. Ich (vor allem ich, der Dunkle) wusste, was es hieß, dreckiger Zigeuner genannt zu werden. Ich weiß auch von den langen, kleinlichen Streitereien über Stellplätze und den Zwangsräumungen und Petitionen und dem Zank um die Schulpflicht. Ich weiß von dem gegenseitigen Misstrauen, das Leon daran hinderte, sich wegen seiner Tochter an die Polizei zu wenden – oder einen anderen Privatdetektiv. Ich habe eine Ahnung, warum er zu mir gekommen ist, und begreife, dass er sehr verzweifelt sein muss.

### 3

JJ

Ich nehme an, meine Familie ist irgendwie anders. Wir sind nämlich Gypsies oder Roma oder was auch immer. Wir heißen Janko. Unsere Vorfahren kamen aus Osteuropa, obwohl meine Familie schon lange hier lebt, aber meine Großmutter hat meinen Großvater geheiratet, der ein englischer Gypsy ist, also ist meine Mama halb Roma und halb Gypsy, und dann ist sie mit meinem Vater durchgebrannt, der angeblich ein *gorjio* war. Ich bin ihm nie begegnet, also weiß ich es nicht so genau. Sie haben nicht geheiratet, daher heiße ich Smith, genau wie sie und Großvater und Großmutter. JJ Smith. Mama hat mich nach ihrem Vater Jimmy genannt, aber ich mag es nicht, wenn sie Jimmy sagt, also nennt sie mich jetzt JJ. Ehrlich gesagt wäre ich lieber nicht nach meinem Großvater benannt, sondern nach jemand anderem – zum Beispiel James Hunt. Oder James Brown. Aber das wäre dann nicht die Wahrheit.

Auf unserem Platz stehen fünf Wohnwagen. Zuerst mal unserer – in dem wohnen Mama und ich. Mama heißt Sandra Smith. Sie ist ziemlich jung – sie war siebzehn, als sie in Schwierigkeiten geriet und mich bekam. Ihre Eltern waren total sauer und warfen Mama raus, und sie musste danach in Basingstoke wohnen, aber nach ein paar Jahren haben Großvater und Großmutter nachgegeben und sie wieder mitfahren lassen. Im Grunde mussten sie das, weil sie ihr einziges Kind ist, das ist ziemlich ungewöhnlich. Und ich bin ihr einziger Enkel. Unser Wohnwagen ist ein Lunedale – er ist nicht sonderlich groß oder neu, aber er hat Wände mit Eichenfurnier und sieht schön altmodisch aus. Er ist

nicht schick, aber ich mag ihn. Vermutlich, weil wir nur zu zweit sind, sind wir ziemlich gute Freunde. Ich finde, im Großen und Ganzen ist sie eine echt gute Mama. Nur manchmal treibt sie mich in den Wahnsinn und, na ja, manchmal treibe ich sie auch in den Wahnsinn, aber meistens kommen wir ganz gut klar.

Mama arbeitet als Ausfahrerin, wenn wir irgendwo länger bleiben. Sie hat ein Händchen dafür, überall Arbeit zu finden. Sie arbeitet hart und kümmert sich außerdem noch um meinen Großonkel, der im Rollstuhl sitzt. Das machen wir alle – Mama und ich, Großmutter und Großvater und mein Onkel. Das sind die Leute, mit denen wir fahren. Großmutter und Großvater haben zwei Wohnwagen – beide Vickers und beide richtig schick mit Chromverzierungen und Fenstern aus geschliffenem Glas. Sie wohnen und schlafen in dem größeren, neueren, und in dem anderen kocht und spült Großmutter. Außerdem nutzen sie ihn als Gästezimmer. Großonkel hat einen Westmorland Star, der speziell für ihn umgebaut wurde. Er hat darin mit Großtante Marta gewohnt, als sie noch lebte. Er hat eine Rampe, damit er allein rein- und rausfahren kann, und auch etwas, das die meisten Leute ein bisschen ekelhaft finden würden: eine chemische Innentoilette. Die braucht er; sonst wäre es für ihn zu schwierig. Die Krankenschwestern haben gesagt, entweder das oder ein Bungalow. Also das.

Der letzte Wohnwagen ist ein Jubiläum, in dem mein Onkel und sein Sohn wohnen. Mein Onkel ist Großonkels Sohn – er heißt Ivo und Ivos Sohn wiederum, mein Cousin, heißt Christo und ist sechs. Ivos Frau ist weg – vor langer Zeit davongelaufen. Großmutter heißt Kath, das ist die Abkürzung von Katarina, und Großvaters Name ist Jimmy.

Ihnen sind vielleicht ein paar ausländisch klingende Namen aufgefallen, obwohl Großonkel den seltsamsten Namen hat – er heißt Tene. Er und Kath sind Geschwister. Die Jankos sind im letzten Jahrhundert vom Balkan gekommen, bevor die Länder dort richtige Namen und Grenzen hatten. Großonkel sagt ein-

fach nur Balkan. Er und Großmutter behaupten, wir seien *machwaya*, die Aristokraten unter den Roma, und könnten auf die Lees und Ingrams und Woods hinabschauen. Wer weiß, ob das stimmt. In meiner Schule hat niemand eine Ahnung vom Balkan. Ich bin der Einzige.

Der Wohnwagen Nummer eins von Großmutter und Großvater ist der größte und schönste – jedenfalls der schickste –, und der von Ivo ist am kleinsten und am wenigsten schick. Er hat am wenigsten Geld, aber das kommt, weil Christo behindert ist und Ivo sich um ihn kümmern muss. Alle helfen mit Geld und anderen Sachen. So ist das eben. Wenn ich sage, er ist behindert, ist das ganz anders als bei Großonkel: Es kommt daher, dass Christo krank ist. Er hat die Familienkrankheit. Ich habe Glück, dass ich sie nicht habe, obwohl ich ein Junge bin, meistens bekommen nämlich nur Jungs die Krankheit. Die Jungs vererben sie aber nicht weiter, weil sie nicht lange genug leben, wenn sie sie haben. Die einzige Ausnahme ist Onkel Ivo, der sie hatte, als er noch jünger war, aber gesund geworden ist. Niemand weiß, warum. Er ist nach Lourdes gefahren, und danach ging's ihm besser. Es war ein Wunder.

Ich persönlich bin nicht religiös, aber man kann in der Hinsicht nichts ausschließen. Seht euch Ivo an. Offiziell sind wir Katholiken, obwohl außer Großmutter keiner regelmäßig in die Kirche geht. Mama geht ab und zu, Großvater auch. Manchmal werden sie in der Kirche beschimpft, obwohl die Leute da eigentlich voller christlicher Güte und Nächstenliebe sein sollten, und Großvater sagt, dass er in einer Kirche sogar mal bespuckt wurde. Das finde ich schrecklich. Großmutter sagt, sie hätten nicht auf ihn, sondern in seine Nähe gespuckt, aber das ist immer noch sehr unhöflich. Zuletzt war ich vor ein paar Wochen mit Mama und Großmutter in der Kirche, an Ostern. Wir haben uns alle schick angezogen, aber ein paar Leute haben uns erkannt, und es gab Getuschel und Herumgerutsche, weil keiner neben uns sitzen wollte. Ich habe Helen Davies gesehen,

ein Mädchen aus meiner Klasse, die mit ihrer Familie da war, und sie hat mich angestarrt und mit ihrer Mum geflüstert, und dann haben uns alle angestarrt. Nicht alle Leute waren so, aber die anderen wussten auch nicht, wer wir sind. Ich habe in der Bank gesessen und war richtig verkrampft, weil ich mir vorgestellt habe, was ich tun würde, wenn mich jemand anspuckt. Ich hatte die Fäuste geballt und die Zähne aufeinandergebissen, bis sie wehtaten. Die Haare in meinem Nacken haben sich gestäubt – ich habe nur gewartet, dass Spucke auf meinem Kopf landet. Ich habe mir vorgestellt, wie ich mich umdrehe und dem miesen *gorjio* eine verpasse, obwohl ich eigentlich nicht gewalttätig bin. Großvater war früher Boxer und hat ohne Handschuhe gekämpft, vielleicht hat sich das vererbt.

Von der Predigt habe ich kein Wort mitbekommen, weil ich ständig Angst hatte, jemand könnte mir in den Nacken spucken. Hat aber keiner gemacht.

Jedenfalls ist die Religion wichtig, weil ich deswegen jetzt bin, wo ich bin – das heißt, auf der Fähre nach Frankreich. Ich bin ganz schön aufgeregt, weil ich noch nie im Ausland war, dabei bin ich schon vierzehn. Wir bringen Christo nach Lourdes, weil er dort vielleicht geheilt wird, genau wie Ivo. »Wir« heißt alle außer Mama und Großvater, was ein bisschen ungerecht ist, aber jemand muss ja zu Hause bleiben und sich um den Stellplatz kümmern. Es ist ein guter Platz, und sie müssen dafür sorgen, dass niemand ihn uns wegnimmt, während wir unterwegs sind. Großmutter ist hier, weil sie diejenige ist, die unbedingt fahren wollte. Sie hat uns mehr oder weniger gezwungen. Großonkel ist hier, weil er im Rollstuhl sitzt und das tut, was er will. Ich bin dabei, weil ich in der Schule Französisch lerne und dolmetschen kann. Niemand sonst spricht ein Wort Französisch, also bin ich lebenswichtig. Ich bin froh, weil ich *echt* gern mitkommen wollte. Und dann sind da noch Ivo und natürlich Christo, der ja der Grund für die ganze Sache ist.

Ich sagte schon, dass Christo die Familienkrankheit hat, oder?

Ich kann nicht erklären, was es ist, weil das keiner weiß. Er war schon bei Ärzten, aber sie waren sich auch nicht sicher und konnten ihn deswegen nicht heilen. Ich glaube, Ärzte taugen nicht viel, wenn sie einem kleinen Kind wie Christo nicht helfen können. Meistens hat er keine Schmerzen, er ist aber sehr klein für sein Alter und schwach und hat erst vor einem Jahr laufen gelernt – er wird schnell müde und kommt nicht weit, also liegt er meistens nur da. Er redet auch nicht. Das ist die Krankheit: als wäre er so müde, dass er gar nichts tun kann. Er keucht oft, weil er nicht richtig atmen kann. Und er bekommt viele Infektionen, so dass wir ihn von anderen Kindern fernhalten müssen. Immer muss alles ganz sauber sein. Wenn er eine Erkältung oder so was bekommt, wird es richtig schlimm. Seine Knochen brechen auch sehr schnell – letztes Jahr hat er sich den Arm gebrochen, nur weil er sich die Hand am Tisch gestoßen hatte. Ivo war früher genauso – als er so alt war wie Christo, brach ihm jemand das Handgelenk, nur weil er ihm die Hand geschüttelt hat. Trotz allem beklagt sich Christo nie. Er ist unglaublich tapfer. Einerseits ist es gut, dass er so klein und leicht ist, denn Onkel Ivo muss ihn überallhin tragen. Manchmal trage ich ihn auch – er wiegt kaum mehr als eine Feder. Wir verstehen uns supergut. Für Christo würde ich alles tun. Er ist wie mein kleiner Bruder, obwohl wir in Wirklichkeit Cousins zweiten Grades sind. Oder dritten? Ich kann mir das nie merken. Ist auch egal.

Jedenfalls hoffe ich, dass es funktioniert. Ivo spricht nicht gern über das, was ihm passiert ist, aber ich weiß, dass er als Kind immer krank war – wenn auch nicht so krank wie Christo. Nach seiner Reise nach Lourdes wurde er langsam gesund. Es kann natürlich Zufall gewesen sein, vielleicht aber auch nicht. Außerdem kann es nicht schaden, oder? Seit wir uns zu dieser Reise entschlossen haben, habe ich versucht, an Gott zu glauben, damit meine Gebete auch was bewirken. Ich bin mir nicht sicher, ob ich glaube, aber ich gebe mir wirklich Mühe; ich hoffe, das ist auch was wert. Und wenn Gott kein Mitleid mit

Christo hat, der so lieb und tapfer ist und niemandem was getan hat, dann halte ich sowieso nicht viel von ihm.

Während der ersten Hälfte der Überfahrt schaue ich aus dem Fenster. Der Hafen von Newhaven wird immer kleiner. Die Überfahrt nach Dieppe dauert ewig, aber so müssen wir nicht so weit auf der Straße fahren. Zum ersten Mal sehe ich England von außen. Es sieht nicht so toll aus, ehrlich gesagt. Ziemlich flach und grau. Als die Küste verschwindet und ich mir eine Weile das schmutzig aussehende Kielwasser im dunkelgrauen Meer angeschaut habe, gehe ich nach vorn und warte auf den ersten Anblick eines fremden Landes. Es fängt an zu regnen. Seltsam: Ich hätte nie gedacht, dass es auch über dem Meer regnet. Eigentlich ist es normal. *»Il pleut«, sage ich zu mir. »Il pleut sur la mer. Nous allons à Lourdes, pour chercher un miracle.«*

Es ist wichtig, dass man sagen kann, was man tut, selbst wenn keiner außer einem selbst zuhört.

Dann kommen Ivo und Christo und stellen sich neben mich. Ivo zündet sich eine Zigarette an, bietet mir aber keine an.

*»Bonjour, mon oncle, bonjour, mon petit cousin«,* sage ich.

Ivo schaut mich nur an. Er sagt ohnehin nicht viel, mein Onkel Ivo. Der große Redner in der Familie bin ich.

*»C'est un jour formidable, n'est-ce pas? Nous sommes debout sur la mer!«*

Christo lächelt mich an. Er hat ein strahlendes, liebes, glückliches Lächeln, das einen selber auch glücklich macht. Man möchte, dass er die ganze Zeit lächelt. Ivo lächelt fast nie. Er kneift die Augen zusammen und bläst den Rauch in Richtung Frankreich, doch der Wind schnappt ihn und trägt ihn dorthin zurück, von wo wir gekommen sind.